



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Pancratius Capitolinus : ein Heldengesang in Prosa :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lebens, die die Eltern mit liebevollen Blicken und stetig wachsender Freude verfolgen, bieten auch dem Forscher ein höchst ergiebiges Feld. Wir verdanken ihnen die wertvollsten Aufschlüsse. Aber die Forschung ist noch lange nicht abgeschlossen. An vielen Stellen zeigt unser Wissen noch Lücken, und diese auszufüllen, dazu können manche Eltern mithelfen. Alle Mitteilungen sind willkommen, falls sie nur auf genauer Beobachtung beruhen. Diese verlangt freilich eine gewisse Entfagung; die Eltern täuschen sich nur zu gern über die geistigen Fortschritte, die ihre Lieblinge machen, suchen sie auch wohl künstlich zu beschleunigen und vergessen zu leicht die Nachhilfe, die sie selbst geleistet haben. Aber dafür muß doch die Freude an der Sicherheit der gewonnenen Ergebnisse reich entschädigen.



Pancrätius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



on dieser Stunde an verließ er die Burg nicht mehr, würde auch niemand eingelassen haben, wenn, was freilich nicht geschah, irgend ein Besucher vor der Pforte erschienen wäre. Er that das, was die royalistischen Blätter Frankreichs vor der Pariser Katastrophe von den Ministern zu behaupten pflegten: er verdoppelte seine Wachsamkeit.

Für gewöhnlich hielt er sich in einem Eckzimmer des höchsten Stockwerks auf, aus dessen Fenstern er das ganze Thal nach beiden Richtungen hin zu überschauen vermochte. Dorthin hatte er einen ansehnlichen Stoß Bücher und einen Teil der Lebensmittel gebracht. Mit leiblicher und geistiger Nahrung wohl versehen fühlte er sich auf seinem Luginsland ganz behaglich. Was an Schusswaffen in der Burg vorhanden war, lag scharf geladen auf Stühlen neben den Fenstern. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, legte das Buch, worin er gerade las, beiseite und hielt fleißig Ausschau nach dem Feinde. Drei- oder viermal stündlich richtete er ein kleines Reisespektiv, das er im Gewehrschranke des gnädigen Herrn gefunden hatte, auf die enge Thalschlucht im Osten, durch die die Gallier erscheinen mußten. Nachts ging er nicht mehr zu Bett, sondern schlief völlig angekleidet in einem bequemen Lehnstuhl. In diesem hatte die alte Frau von Geyr, eine immer kränkliche Dame, den größten Teil ihres Lebens verbracht. Er war weder neu noch edel in seinen Formen, entsprach dafür aber allen Anforderungen, die man an einen Krankenstuhl zu stellen berechtigt ist. Nur war er nicht mehr ganz fest auf den Beinen, und als Pancrätius, der sich im Traum in ein Handgemenge versetzt wähnte, der Erregung seiner Seele durch Ächzen und konvulsivisches Hin- und Herwerfen seines Körpers Ausdruck verlieh, begann auch der Stuhl zu ächzen, neigte sich, da ihm in besagtem Handgemenge ein Bein abhanden gekommen war, plötzlich hintenüber und stürzte samt seiner Last mit furchtbarem Gepolter hin.

Die kurze Zeitspanne, in der dies geschah, genügte, dem Traume des geistlichen Schlafers eine effektvolle, völlig unerwartete Wendung zu geben. Pancratius sah sich von der Übermacht der Feinde bis an den jähen Abhang des tarpejischen Felsens hinangedrängt, er wollte noch einmal zum Giebel aussholen, da griff ihm ein Gallier nach der Kehle, stemmte sich gegen ihn und stieß ihn rückwärts in die graufige Tiefe. Da lag er nun, völlig zerschmettert und seines frühen Todes schmerzlich bewußt, bis ihm aus beträchtlicher Höhe ein Gegenstand ins Gesicht fiel, worin der Tote einen stark ausgetretenen Pantoffel erkannte. Wutschnaubend sprang er auf und — erwachte.

Innerlich ein wenig beschämt half er dem Sorgenstuhle wieder empor, ersetzte das invalide Bein durch einen genau abgepaßten Stoß Bücher und begab sich aufs neue zur Ruhe. Aber die seelische Erregung wirkte fort und hielt den Schlaf lange Stunden von seinem Sitze fern. Mehr als einmal glaubte er drunten in der Tiefe Stimmen und Waffengeklirr zu vernehmen. Er löschte die Lampe, öffnete ein Fenster und lauschte hinaus. Draußen war jedoch alles still. Nur die eingroftete Wetterfahne auf dem Giebel knarrte und schrie im Winde der Herbstnacht, und drüben im Broßlbache gurgelten und rauschten die angeschwollenen Wasser, als ob auch sie in wildem Kampfe begriffen wären.

So erging es ihm nun jede Nacht. Sein sonst so tiefer und fester Schlaf war so leise geworden, daß er beim geringsten Geräusch erwachte. Wenn sich der Gefährte seiner Einsamkeit einmal auf seiner Lagerstatt unter der Treppe umwandte, und das Stroh zu knistern begann, fuhr Pancratius empor, griff nach einer Waffe und lauschte, bis er sich über den Ursprung des Geräusches Gewißheit verschafft hatte.

Am vierten Tage seiner Kriegsbereitschaft bemerkte unser Freund auf dem Berg Rücken im Süden, dicht am Waldrande drei kleine Feuer, deren Rauch als langer bläulicher Streif über den Boden hinzog. Daß er trotz eifriger Benutzung des Perspektivs keinen Menschen in der Nähe der Feuer gewahrte, bestärkte ihn in der Vermutung, es seien die Feuer eines verlassenen Bivaks, und er überhäufte sich selbst mit Vorwürfen, daß er in der letzten Nacht nicht schärfer nach jener Richtung hin ausgelugt habe. Mittags qualmten die drei Feuer plötzlich stärker, und als er nun hinschaute, gewahrte er fünf Männer und zwei Frauen, die sich dort zu schaffen machten, in der Asche wühlten und schließlich auf Gegenständen, die wie gefüllte Säcke ausfahen, Platz nahmen, wobei sie etwas zu verzehren schienen. Jetzt erkannte er, was ihn so lange beunruhigt hatte, es waren Bauern bei der Kartoffelernte!

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Die Wahrheit dieses Wortes sollte sich auch dem streitbaren Burgkaplan, der seine „Gallier“ mit jedem Tage heißer herbeisehnte und vor Kampflust förmlich glühte, offenbaren. Denn die Franzosen kamen wirklich, zwar nicht in den unabsehbaren Scharen, auf die Pancratius gerechnet hatte, aber doch in hübschen kleinen Trupps, die alles in allem freilich nicht einmal aus halb so viel Soldaten bestanden, wie Pflastersteine auf dem Söller der Schweppenburg zu ihrer Begrüßung in Bereitschaft lagen. Schlimm war nur, daß die ersten Abteilungen vorüberzogen, ohne die Burg auch nur eines Blickes zu würdigen. Der Kommandant, der das Perspektiv in der Linken, die Entensflinte in der Rechten im Hinterhalt lag, sah es und traute seinen Augen kaum. War das etwa Hohn? War die Schweppenburg so klein, daß man sie übersehen konnte? Auch ein zweiter Trupp zog vorüber, zwei Stunden nach dem ersten. Pancratius überlegte, ob er einen Schuß abgeben und dadurch den Feind herbeilocken sollte. Dreimal legte er an, aber dreimal setzte er auch wieder ab. Es wäre Feigheit gewesen, so aus dem sichern Hinterhalt auf ahnungslos dahinziehende Menschen zu schießen, auch wenn diese Gallier und Feinde waren. Und dann wollte er auch

das gute Recht auf seiner Seite haben. Das geschah jedoch nur, wenn er der Angegriffene, der Feind der Angreifer war.

Plötzlich begriff er, weshalb die Soldaten vorüberzogen. Sie wollten die Burg umzingeln, sie in weitem Umkreise mit einem Belagerungsgürtel umgeben. Das mußte er zu verhindern suchen. Als sich wieder eine kleine Abteilung zeigte, befestigte er in aller Eile ein Leinentuch an einer Stange, steckte letztere zum Fenster hinaus und schwenkte die improvisierte Fahne so lange hin und her, bis man auf der Landstraße darauf aufmerksam wurde und Halt machte. Ein Sergeant und drei Mann lösten sich von der Kolonne ab und schritten, ohne irgend eine Deckung zu benutzen, geradezu auf das Burgportal zu. Alles in allem vier Mann! Und als wäre das Wagnis nicht schon tollkühn genug, sie hielten ihre Gewehre nicht einmal schußbereit und rauchten aus ihren thönernen Stummelröhrchen, als ob sie den Tod verhöhnen wollten!

Pancratius, hinter einem halb angelehnten Fensterladen wohl gedeckt, nahm jeden einzelnen der Ankömmlinge aufs Korn, schwelgte in dem Gedanken, daß ein Druck seines Zeigefingers genüge, den Barbaren der Länge nach in den Sand zu strecken, und — setzte das Gewehr wieder ab. So gelangten die vier Krieger unbehelligt bis zur Thür, suchten, wie es schien, nach der Klingel und bedienten sich, als sie eine solche nicht fanden, des Klopfers. Unser Freund lehnte die Flinte in die Ecke und steckte, so behutsam er dies vermochte, den Kopf zum Fenster hinaus, brachte ihn aber sofort wieder in Sicherheit. Trotz der Geschwindigkeit, mit der er dieses Manöver ausgeführt hatte, schien man ihn unten bemerkt zu haben. Aus der Tiefe drangen barbarische Laute zu ihm hinauf, aus denen er die Frage: *Qu'est-ce que vous désirez, monsieur?* zu verstehen glaubte. Beim Herkules! Jetzt merkte er, welche Thorheit er begangen hatte! Man hielt das weiße Leinentuch offenbar für eine Parlamentärflagge! Man glaubte, er, Pancratius Sackmann aus Daun, habe die Absicht, dem ersten besten Sansculotten, der sich in der Gegend zeigte, die Burg auszuliefern!

Über diese Zumutung aufs höchste entrüstet, warf er das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten. Das weitere Pochen der Besucher, ja sogar die Kolbenstöße, die sie aus Ärger darüber, daß man sie genasführt hatte, gegen die Thür richteten, ließ Pancratius unbeachtet. Mochten sie klopfen und lärmern, soviel sie wollten! Es wäre unter seiner Würde gewesen, mit einem so kleinen Häuflein Feinde den Kampf aufzunehmen. Um ihnen aber zu zeigen, daß er gerüstet sei, trat er, als das vierblättrige Kleeblatt jetzt schimpfend und fluchend wieder abzog, mit erhobener Flinte an das Fenster und schaute ihnen nach. Einer der Franzosen wandte sich um, blieb stehn und machte seine Kameraden auf die Erscheinung aufmerksam. Sei es nun, daß sich die riesige Gestalt in der schmalen Fensteröffnung so absonderlich ausnahm, sei es, daß der Harnisch unsers Freundes ihre Heiterkeit erregte, kurzum die vier Gallier brachen wie auf Verabredung in ein schallendes Gelächter aus. Der Sergeant nahm einem seiner Leute das Gewehr aus der Hand, legte auf Pancratius an und drückte, noch ehe dieser wußte, was unten vorging, ab. Ein Pulverblitz, ein langgezogener schwirrender oder singender Ton, ein Knall, der an der Hauswand und den Berghängen auf beiden Seiten des Thales ein mehrstimmiges Echo weckte, und zugleich das Klirren einer zertrümmerten Glasscheibe — das war es, was Pancratius zunächst wahrnahm. Als er sich dann von seiner Überraschung erholt hatte und ziemlich ernüchtert ein paar Schritte zurücktrat, sah er auf der Fensterbank einige Glassplinter in der Form langer spitzer Dreiecke und auf den Dielen zu seinen Füßen ein flaches Bleistück liegen. Er hob es auf und wog es nachdenklich in der Hand. Es war die feindliche Kugel, die, wie er fest glaubte, ihm bestimmt gewesen war, die aber ein gütiges Geschick, vielleicht der Genius

des Ortes, über sein Haupt hinweg gegen die Zimmerdecke gelenkt hatte. Seltsam, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, den metallnen Gruß zu erwidern! Die Kugel in der flachen Hand blieb er wie angewurzelt stehn, sah bald das kreisrunde, von strahlenförmig verlaufenden Sprüngen umgebne Loch in der Fensterscheibe, bald den Fleck an der Decke an, von der ein Stückchen Kalk abgebröckelt war. Der Feind hatte die Verwirrung des Gegners benutzt, sich unbemerkt zurückzuzieh'n und sich wieder mit der Kolonne zu vereinigen, die langsam gegen Burgbrohl vorrückte. Vergebens erwartete Pancrätius den blühenden Ort in Flammen aufgehn zu sehen, kein Rauch, kein Feuerschein wollte sich über dem Bergrücken zeigen. Auch die nächste Nacht blieb alles still. Erst am andern Mittag erschien eine neue Abteilung Franzosen. Nach den Erfahrungen des letzten Tags war der kriegerische Burgkaplan in seinen Ansprüchen bedeutend bescheidner geworden. Ein gallisches „Heer“ von zweiundzwanzig Mann, wie es sich jetzt unter den Mauern der Schwuppenburg zeigte, würde ihn vor wenig Tagen noch völlig kalt gelassen haben. Heute aber begrüßte er es mit wahren Entzücken. Der Trupp schwenkte von der Landstraße ab und marschierte in Reih und Glied oder, wie unser Freund mit Befriedigung feststellte: in Schlachtordnung auf die Burg los. Wieder nahm Pancrätius jeden Einzelnen vor sein Perspektiv und — fast wäre er in ein lautes Jubelgeschrei ausgebrochen — erkannte, daß die Schar von einem höhern Offizier, dafür hielt er nämlich den Leutnant, befehligt wurde. Also endlich ein würdiger Gegner! Marcus Manlius hatte seinen Brennus gefunden!

Unter den Soldaten war ein Mann, der seines merkwürdigen Aussehens wegen dem Beobachter viel Kopfschmerzen verursachte. Er war ein wenig kleiner als die übrigen, ging etwas vornübergebeugt, trug langes, beinahe flachsblondes Haar und eine Hornbrille mit großen runden Gläsern. Seine Beine waren mit allerhand Lappen umwickelt und staken in Soldatenstiefeln, die ihm viel zu groß zu sein schienen, und aus deren Schäften Strohhalm herausgingen. Was sonst noch sterblich an ihm war, umhüllte ein tabakbrauner Leibrock von sehr friedfertigem Schnitt, dessen Knöpfe den Weg aller Knöpfe gegangen waren, und der deshalb nur durch den breiten Säbelgurt geschlossen wurde. Der schwere Säbel und zwei Pistolen größten Kalibers, die im Gürtel staken, bemühten sich umsonst, der Gestalt ihres Trägers etwas Kriegerisches zu geben. Friede, süßer Friede strahlte aus des Mämlchens Augen und Miene, lächelte aus den mit allerhand Papierbündeln vollgepfropften Taschen und gaukelte sogar um die Donnerrohre, die sich in dieser Gesellschaft auch gar nicht heimisch zu fühlen schienen, und von denen immer eins auf dem besten Wege war, aus dem viel zu weiten Gürtel seines Besitzers zu entschlüpfen. Sogar Pancrätius, der doch in diesem Augenblick wichtigeres zu thun und zu bedenken hatte, glaubte in dem flachsköpfigen Brillenträger einen Menschen erkennen zu müssen, den die Not der Zeit zu einem Helden wider Willen und bessere Überzeugung gestempelt hatte.

Besagter Friedensengel hielt sich beständig in der Nähe des Offiziers, riß, sobald dieser ihm eine Weisung gab, mit äußerst serviler Gebärde die Jakobiner-
mütze vom Kopfe, dienernte und scharwenzelte und nahm, sobald der Leutnant sich abwandte, aus einer mächtigen Dose eine oder auch mehrere Prisen.

Die Flintenkugel vom Tage vorher hatte Pancrätius zum vorsichtigsten aller Kommandanten gemacht. Er kam deshalb aus seiner Deckung nicht hervor und zeigte sich auch nicht, als der gallische Heerhaufen sehr energisch Einlaß zu heischen begann und, als aus dem Innern des Hauses keine Antwort erfolgte, in unverkennbar feindlicher Absicht die Thür mit den Gewehrkolben bearbeitete.

Obwohl unser Freund jetzt am liebsten zur Defensiv übergegangen wäre, glaubte er es dem Gegner schuldig zu sein, kein Mittel zu einer friedlichen Lösung

der Sachlage unversucht zu lassen. Auch die Römer hatten bei der Ankunft der Gallier nicht gleich zu den Waffen gegriffen, sondern zuvor diplomatische Verhandlungen mit den Barbaren anzuknüpfen versucht. Und was die Römer gethan hatten, war für Pancratius maßgebend. Sich hierbei der französischen Sprache zu bedienen, hielt er unter seiner Würde, und von der deutschen glaubte er annehmen zu müssen, daß sie dem Feinde ebenso unbekannt sei wie die lateinische. Sollte er aber nun einmal unverstanden bleiben, so schien es ihm ehrenvoller, wenn er als Römer unverstanden blieb. Er nahm also ein Blatt Papier und schrieb in der Sprache Latiums die Frage darauf, die laut dem Berichte des Livius die römischen Gesandten in Clusium den fremden Eindringlingen vorgelegt hatten: „Gallier! Mit welchem Rechte begehrt ihr fremdes Eigentum, und was habt ihr in diesem Lande, das doch nicht das eure ist, zu suchen?“ Diesen Zettel, auf dem für die Antwort genügend Platz gelassen war, befestigte er nebst einem Bleistift an eine Angelschnur und ließ beides in die Tiefe hinab.

Er merkte an der Bewegung der Leine, daß man das Papier loslöste. Ein Soldat brachte es dem Leutnant, der auf der niedrigen Gartenmauer saß und den Vorgang mit einiger Verwunderung beobachtet hatte. Er warf einen Blick auf das Blatt, rief den Friedensengel herbei und schien ihn aufzufordern, die Schrift zu entziffern.

Das war leichter gesagt als gethan. Das flachshaarige Männlein nahm die Brille von der Nase, putzte die Gläser sehr umständlich an einem Zipfel seines Rockes, setzte sie wieder auf und hielt das Papier, soweit es sein Arm erlaubte, von sich ab. Plötzlich ließ es den Arm sinken und schaute mit offenem Munde bald den Offizier an, bald zu dem Fenster empor, aus dem die seltsame Botschaft herabgekommen war. Der Leutnant, durch dieses Benehmen neugierig gemacht, erhob sich, nahm dem Flachskopf den Zettel wieder aus der Hand und starre mit dem Ausdruck der größten Verständnislosigkeit auf die Zeilen. Nun entspann sich zwischen beiden ein lebhaftes Zwiegespräch, das damit endete, daß der Bebrillte einen Soldaten herbeiwinkte, ihn lehr machen ließ und seinen breiten Rücken als Schreibpult benutzte. Einen Augenblick später verschwand der Soldat mit dem Zettel aus dem Gesichtskreise des Beobachters, die Leine bewegte sich wieder, und bald stieg das Papier, von ungeduldigen Händen gehaspelt, zur Kommandantur der Festung hinauf. Pancratius entfaltete es mit fieberhafter Hast und las — nicht viel fehlte, so wäre er zu Boden gesunken — und las in klassischem Latein dieselbe Antwort, die einst die Römer auf ihre Frage erhalten hatten: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes, und tapfern Männern gehört alles!“

Nichts ist auf dieser Welt von Bestand. Aber für den Weisen giebt es die tröstliche Gewißheit, daß alles einst wiederkehrt. Der Thor sieht das letzte Weilchen des Frühlings mit Wehmut welken, er sieht trauernd die letzte Garbe des Sommers in die Scheuer wandern und das letzte Blatt im Herbst vom Baume fallen. Der Philosoph bleibt bei all dem unbewegt. Er weiß, daß in wenig Monaten neue Weilchen blühen, neue Ähren reifen, neue Blätter grünen werden. Er weiß auch, daß der Komet, der, große Dinge verheißend, am nächtlichen Himmel steht, aber mit jeder Nacht kleiner und bleicher erscheint, nach tausend und mehr Jahren wiederkehren und neue Ereignisse verkünden wird. Neue Ereignisse? Nein, auch diese wiederholen sich. Was der Komet verkündet, ist dasselbe, was er vor so und so viel Jahren schon verkündet hat, und wie es damals eintraf, so muß es auch jetzt wieder eintreffen. Wunderfame Erscheinungen am Himmel hatten einst den Römern die Invasion der Barbaren angezeigt; gleich einer feurigen Rute hatte der Schweif eines Kometen über dem Kapitol geleuchtet, nun stand der Komet wieder am Himmel, und wieder hatten gallische Horden die Grenzen ihres Landes über-

Schritten, um sengend und plündernd die Welt zu durchziehen. Und wie alles sich wiederholt, so standen sie jetzt wiederum vor einem Kapitol. War es verwunderlich, daß sie auf die Frage, die damals an sie gestellt worden war, heute dieselbe Antwort gaben?

Für unsern Freund war diese Thatsache kein Rätsel, sondern nur eine Bestätigung seiner Vermutungen und Voraussetzungen — eine glänzendere allerdings, als er sie je zu erhoffen gewagt hatte. Sie bedeutete für ihn gleichsam das Certifikat des Schicksals, daß es ihn als Verteidiger des Vaterlands, als Beschirmer der Gesittung und der Kultur gegen das Barbarentum anerkenne. Nun durfte er nicht mehr zögern, seine Aufgabe zu erfüllen, nun hieß es kämpfen!

Der Feind ließ ihm zum langen Überlegen auch gar keine Zeit, sondern umschwärmte die Burg, um eine schwache Stelle in der Befestigung zu erspähen. Vier oder fünf Mann unterzogen den Stall, die Waschküche und das Backhaus, Gebäude, die den Hof nach der Bergseite hin abschlossen, einer genauen, aber sie wenig befriedigenden Untersuchung. Pancratius hatte nämlich alle drei in der richtigen Erkenntnis, daß ihre Verteidigung zwecklos und kaum durchführbar sein werde, ausgeräumt und den Angreifern preisgegeben. Die kleine Thür, die aus dem Burghause in den Hof führte, war vermauert worden und nahm deshalb die Sorge des Belagerten gleichfalls nicht mehr in Anspruch. Es galt also zunächst, die verfügbaren Streitkräfte auf die wirksame Verteidigung des „Hauptportals“ zu konzentrieren. Hier war auch schnelles Eingreifen nötig, denn die Gallier versuchten schon, das meißelförmig zugeschnittne Ende einer langen Stange unter die Thür zu schieben, um diese nach gewissen Gesetzen der Mechanik aus den Angeln zu heben. Pancratius, der an dem Vorgang ein mehr als rein theoretisches Interesse nahm und sich über den Verlauf des Experiments Kenntnis verschaffen wollte, beugte sich aus dem Fenster, hielt es aber für ratsam, so schnell wie möglich wieder zu verschwinden, da er nicht weniger als sieben Gewehre auf sich gerichtet sah. Mit zwei Sprüngen war er in dem Gemach, worin die Basaltnmunition aufgeschichtet lag, öffnete das Fenster und warf den ersten Stein in die Tiefe. Statt des Wehgeschreis, das er erwartet hatte, vernahm er nur ein paar kräftige Flüche. Kein Zweifel: der erste Stein hatte seinen Gallier verfehlt! Die einzige Folge des Wurfs war, daß mehrere der Soldaten weit von der Thür zurücktraten und mit schußfertigen Gewehr das Fenster bewachten, aus dem ein so unerwünschter Gruß herabgekommen war. Sich unter diesen Umständen noch einmal dem Fenster zu nähern, hieß so viel, als sich dem gewissen Tode aussetzen. Und dies war Pancratius' Absicht keineswegs. In solchen Augenblicken bewährt sich das Genie des großen Feldherrn. Unser Freund eilte in die Bibliothek, riß aus einem Regal ein Brett,kehrte mehr fliegend als laufend damit zurück, schob es, nachdem er auf das vordere Ende etliche der größten Steine gelegt hatte, weit über die Fensterbrüstung hinaus und kippte es um. Diesesmal war die Wirkung schon besser. Trotz des garde à vous! der Wache war einer der Soldaten nicht rechtzeitig geflüchtet und infolgedessen ziemlich stark am Arme getroffen worden. Er stürzte hin, erhob ein fürchterliches Geheul, das allmählich in einen Katalog sämtlicher in Frankreich gebräuchlicher Flüche überging, raffte sich auf und taumelte, den verletzten Arm gegen die Bauchhöhle pressend, zu seinen Kameraden. Diese verspürten kein Lust mehr, sich dem Basalthagel noch einmal auszusetzen, sondern begaben sich lebhaft gestikulierend zu ihrem Leutnant, der noch immer auf der Gartenmauer saß und mehr belustigt als gereizt die Entwicklung der Dinge abzuwarten schien.

Pancratius konnte sich nicht versagen, auf die zum Kriegsrat versammelten Gallier einen Schuß aus seiner Entensflinte abzugeben, der jedoch über ihre Köpfe hinwegging, da der geistliche Schütze die alte Jägerregel „Bergunter — halt

drunter!" nicht kannte. Vielleicht hätte der Feind nach den am „Portal“ gemachten bösen Erfahrungen die Belagerung der Burg aufgegeben und sich in einem Dorfe der Umgegend für die verlorne Zeit und Mühe entschädigt. Jetzt aber, da ein Schuß gefallen war, glaubten die Franzosen es ihrer Soldatenehre schuldig zu sein, noch weiter auszuhalten und, wenn möglich, die feindliche Festung dem Erdboden gleich zu machen. Wahrscheinlich vermuteten sie auch, daß ein Haus, das mit solcher Energie verteidigt würde, Kostbarkeiten von großem Wert enthalten müsse. Sie marschierten deshalb in weitem Umkreise um die Burg herum und besetzten die Hofgebäude. Im Backhause prasselte bald ein lustiges Feuer. Artillerie, die aus dem Garten schallten, verrieten, daß man das Lattenwerk der Sommerlaube zu Brennholz zerkleinerte. Mehrere der Soldaten rückten zum Fouragieren aus und kehrten nach Verlauf einiger Stunden mit wohlgefüllten Säcken, einem Ziegenbock, etlichen Hühnern und einer ganzen Ladung Stroh zurück, ein Zeichen, daß man sich dicht unter den Mauern der Burg häuslich niederlassen und so bequem wie möglich einrichten wollte.

Unser Freund beobachtete alle diese Vorgänge mit einer aus Behagen und Besorgnis gemischten Stimmung. Er sagte sich selbst, daß für ihn jetzt alles darauf ankomme, den Feind über die Stärke der Besatzung zu täuschen. Nur so konnte er sich die notwendige Nachtruhe sichern und verhindern, daß man, während er auf dieser Seite der Burg beschäftigt war, auf jener irgend etwas Unvorhergesehenes ins Werk setzte. Als es zu dämmern begann, sorgte er zunächst für die Erleuchtung beinahe sämtlicher Zimmer. Zum Glück besaß er in den Wachskerzen des Festsaal- kronleuchters einen Vorrat von Lichtern, der bei weisem Verbrauch einige Wochen reichen mußte. Sodann eilte er von Gemach zu Gemach, hämmerte auf dem Vorsaale, klornte in der Küche mit Töpfen und Bratpfannen, hustete in der Bibliothek, klinkerte im Damenzimmer auf dem Spinett, kratzte und bellte am „Portale“ wie ein Hund, pfiß in der Bodenkammer einen Marsch und führte auf der Treppe ein Zwiegespräch mit verstellter Stimme auf, eine Leistung, deren sich ein Eckhof nicht hätte zu schämen brauchen.

Aber die ungewohnte Bewegung ermüdete ihn bald, und so schlief er denn, obwohl er heroisch gegen den Schlummer ankämpfte, endlich auf seinem Sorgenstuhl ein. Allerdings nur für kurze Augenblicke. Beim leisesten Geräusch fuhr er empor und benutzte die Gelegenheit, einen Eimer die Treppe hinabrollen zu lassen oder sonst ein Lebenszeichen von sich zu geben. Der Feind dachte jedoch an keinen Angriff, sondern schlief, nachdem er zuvor in Backhaus und Waschküche geläutert und gesungen hatte, auf seinem Strohlager den Schlaf des Gerechten. Früher als die Belagerungsarmee war die Besatzung der Burg beim ersten Morgen grauen munter. Pancrattius sah ein, daß er, wenn er die größtmögliche Belegung seines Kastells Sorge tragen und die Gallier nach Kräften in Spannung halten müsse. Sein Geist, gewohnt aus den lautern Quellen des Altertums Lebensweisheit zu schöpfen, verwies ihn auf den listigen Odysseus, der auch Verkleidungen nicht verschmäht hatte, wenn es dem Feinde ein Schnippchen zu schlagen galt. Wie bei allen Menschen, die in der Einsamkeit leben, hatte sich auch bei unserm Freunde die Phantasie auf das herrlichste entwickelt. Es fiel ihm darum nicht schwer, eine Reihe von Charakterfiguren zu ersinnen, und was die Hauptsache war, auch so zu verkörpern, daß seine Absicht vollkommen erreicht wurde. Die Kleiderschränke der Geyrschen Familie mußten ihren Inhalt, die Bodenkammern ihren Plunder hergeben, um dem einzigen Pancrattius immer neue Gestalten zu verleihen. Die Bibliothek, sonst die Stätte ernster Studien, glich jetzt dem Garderoberaum einer wandernden Komödiantentruppe. Sogar der antike Altar, bisher nie durch die Berührung

profaner Dinge entweicht, sah jetzt mehr einem Toilettefisch als einem Heiligtum ähnlich.

Wenn der Feind die ihm gebotnen mimischen Schaustellungen beachtete und nach Gebühr zu würdigen verstand, so mußte er über zweierlei erstaunen. Erstlich, daß die Burg ein ganzes Geschlecht von Niesen beherbergte, und zweitens, daß diese Niesen eine besond're Vorliebe für die Kleidertracht längst vergangner Zeiten zu haben schienen. Zunächst zeigte sich Pancratius in seiner ureigenen Gestalt und Hülle als Geistlicher. Er erschien am Korridorfenster nach der Hofseite, lächelte der unten stehenden Wache mit unendlicher Milde zu, wandte sich dann um und trat mit erhobnen Armen zurück, gleichsam als ob er jemand beschwöre, nicht an das Fenster zu treten und sich um keinen Preis der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden. Die Wache, durch das Lächeln des Gottesmannes verwirrt, dachte gar nicht daran, das Gewehr zu erheben, sondern starrte die Erscheinung am Fenster mit offenem Munde an. Ehe der Soldat wieder zur Besinnung gekommen war, hatte der Kaplan die Soutane mit einem Staatsrock aus veilchenblauem Sammet vertauscht und über sein Haupt die Allongeperücke des ersten derer von Geyr zu Schweppenburg gestülpt. Als er sich in diesem Aufzuge zeigte und dabei bald durch eine Vornette in den Hof hinabschaute, bald mit würdevollen Gebärden nach dem Hintergrunde zu sprach, verlor der Soldat seine Fassung vollständig, stürzte in das Backhaus als das Hauptquartier der Belagerungsarmee und kehrte in Gesellschaft des Leutnants und des Flachskopfs zurück. Die drei kamen freilich zu spät, den Senior des Hauses noch einmal zu sehen, dafür gewahrten sie jedoch im Fenster einer Manjarde das rote rundliche Antlitz einer drallen Magd, der das bunte Kopftuch gar nicht übel stand, und deren nackte Arme einem Fleischermeister alle Ehre gemacht haben würden. Die ländliche Schöne lächelte den Leutnant begehrlieh an, nickte ihm freundlich zu und fuhr dann plötzlich erschrocken zurück, als sei sie bei ihrem Liebeswerben überrascht worden. Die Beobachter vernahmen denn auch, wie eine männliche Stimme dem armen Kinde in barschem Tone Vorwürfe machte, und wie dieses in Thränen ausbrach, worauf ein Mann in Jägerwams und Pelzmütze das Fenster mit einer heftigen Bewegung schloß.

Dieses Gaukelspiel setzte der geistliche Proteus den ganzen Tag über fort, griff bald auf eine schon benutzte Maske zurück und tauchte bald in neuen, noch nie gesehenen Gestalten auf. Es versteht sich von selbst, daß er Harnisch und Bisierhelm nicht verschmähte und sich sogar in eine kurlönlische Dragoneruniform zwängte, deren Rückennähte er aus begreiflichen Gründen vorher aufgetrennt hatte. Er wurde mit der Zeit in seinen Erfindungen immer kühner und in deren Ausführung immer gewandter. Er lernte aus Fett und Mehl Schminke bereiten, aus Wachs künstliche Nasen herstellen und aus der Roßhaarfüllung der Polsterstühle Haartouren und Bärte anfertigen, als ob er sein Leben lang nie etwas andres gethan hätte.

Bei alledem fand er jedoch noch Muße, ein wachsame Auge auf das am meisten gefährdete „Portal“ zu haben und gelegentlich einen Schuß abzugeben, wenn einer der Gallier sich ihm gar zu leichtsinnig als Ziel darbot. Da er aber niemals traf, die Franzosen auch keine Anstalten machten, die Festung zu stürmen, sondern sich in ihrem Lager wie zu Hause fühlten, so bildete sich zwischen den feindlichen Parteien allmählich ein *modus vivendi* heraus, der einer gewissen Herzlichkeit nicht entbehrte. Pancratius kostete den süßen Kitzel der ungewohnten Aufregung mit dem Behagen eines Lebenskünstlers, freute sich seiner sinnreichen Veranstaltung und sah in der Soldateska drunten im Hofe mehr ein Parkett von Zuschauern für seine theatralischen Leistungen als eine Horde von Barbaren, die ihm nach dem Leben trachteten. Diese hingegen freuten sich des warmen Quartiers, worin sie ungestört ein paar Rasttage verbringen konnten, und belustigten sich

höchlichst über die so seltsam kostümierte Nachbarschaft und über die Schüsse, die von einem unsichtbaren Schützen immer aus einem andern Fenster, aber immer mit demselben fragwürdigen Erfolg abgegeben wurden.

Sie hatten jedoch ihre ursprüngliche Absicht keineswegs aufgegeben. Das zeigte eine Wiederholung des Experiments mit dem Hebel, die sie in der nächsten Nacht vornahmen. Das ängstliche Gurren des Schweines, das sich in seiner Ruhe gestört fühlte, machte unsern Freund auf die unheimliche Thätigkeit der Belagerer aufmerksam. Er schlich sich ans Fenster, belud das Brett wieder mit einer gehörigen Last Steine und sandte auf die Köpfe der Angreifer einen so wuchtigen Gruß hinab, daß sie sich schleunigst zurückzogen und von nun an die Thür ängstlich mieden. Zu seinem Bedauern vermochte sich der Belagerte keine Gewißheit über die tatsächliche Wirkung des Wurfs zu verschaffen; seiner Überzeugung nach mußten jedoch zum mindesten drei der Angreifer erschlagen oder tödlich getroffen worden sein.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Erinnerung an die Tage der badischen Freiheitsbewegung. Am Nachmittag des 23. Julius 1849 streckte die Besatzung von Rastatt nach dreiwöchiger Belagerung durch die Preußen vor dem Niederbühler Thore die Waffen. Der badische Aufstand war damit beendet, und das Loß der meuterischen Truppen, aufrührerischen Volkswehren und Freischärler besiegelt. Auf Gnade und Ungnade hatten sie sich ergeben. Der Tod auf dem Sandhaufen und entehrende Zuchthausstrafen warteten ihrer, als die Kriegsgerichte zur Aburteilung der „Menschen,“ die der damalige Prinz von Preußen bei ihrem Auszuge aus der Festung nicht hatte „sehen wollen,“ zusammentraten.

Von den leidensvollen Tagen, die den gefangnen Empörern beschieden waren, giebt ein Schriftstück aus jener Zeit beredte Kunde, das mir im vergangnen Herbst auf einem Ausflug in den Westerwald der Fabrikant Wilhelm Richter in Hachenburg mit dankenswerter Freundlichkeit auf meine Bitte zur Veröffentlichung in den Grenzboten aus seinem Besitz überlassen hat.

Der Inhalt der beiden vergilbten Bogen groben Handpapiers lautet wörtlich wie folgt:

In Düsseldorf habe ich mich bei dem Aufstand von dem 9. auf den 10. May bethheiligt, wurde deshalb in der Cölner Zeitung unter dem 23. May steckbrieflich verfolgt und bin, obschon die Dampfboote sehr streng controlirt wurden, als Kellner verkleidet nach Mannheim gekommen. In der Rheinpfalz wurde ich Adjutant bei Willich; meine Frau, als Amazone verkleidet, machte den Feldzug mit. In Eppingen auf der Retirade wurden wir abgeschnitten, entkamen aber glücklich über die Württembergische Grenze, wurden jedoch in Lauffen, als wir gerade im Begriff waren, nach Stuttgart zu fahren, arretirt mit noch einem Freischärler. Ich ging auf den Hof, sprang über die Mauer und kam glücklich nach Stuttgart. Dort wandte ich mich an den Regierungsrath Schoder, und in zwei Tagen war meine Frau frei.

Auf der Retirade hatte ich sehr werthvolle Sachen versteckt: Zwei Büchsen, die wir von Willich bekommen aus dem Herzoglichen Museum, mit Gold beschlagen, damascirte Pistolen p.p.; kurz, trotz allem Abrauthen bestand ich drauf, die Sachen zu holen. Meine Frau blieb in Stuttgart, und ich ging nach Eppingen, um die Sachen zu holen und dann nach der Schweiz zu reisen.